

Die schwarze Witwe



„Du, Fred, warte noch einen Augenblick, ich muss die Zeitung noch mitnehmen“, rief Frank seinem Klassenkameraden zu, als er aus dem Schienenbus sprang und auf den Zeitungsträger zulief, dem der Schaffner gerade einen Paken »General-Anzeiger« aus dem Führerstand entgegenreichte. Jeden Tag nahm Frank die Zeitung gleich vom Bahnhof mit, weil er sich damit das Trägergeld verdiente, das sonst der Zeitungsmann von seiner Mutter bekommen hätte. „Fünzig Pfennig mehr Taschengeld im Monat und vor allem Interessantes für den Weg nach Hause!“ sagte er immer, wenn sein Freund einmal ungeduldig wurde.

Inzwischen setzte sich der Schienenbus wieder in Bewegung und war bald hinter einer Baumgruppe verschwunden. Das kleine Landstädtchen, in dem die beiden Freunde wohnten, bestand größtenteils aus Höfen und Kotten und im Übrigen aus ein paar krummen Straßenzügen mit Geschäften und Werkstätten. Viel los war hier nicht. Da war es schon anders in der Großstadt, wo die beiden Jungen zur Schule gingen.

Sie waren gewitzte Burschen, und wo es etwas Besonderes zu sehen gab, da waren auch Frank und Fred zu finden. Eigentlich hießen sie ja Fritz Bodestadt und Fritz Küster. Aber es war den Mitschülern zu langweilig gewesen, immer ihre Nachnamen hinzuzufügen, um sie zu unterscheiden. Schließlich fand das auch ihr junger Englischlehrer, und eines Tages, als sich wieder einmal der falsche Fritz

von der Bank erhoben hatte, hatte er ihnen die neuen Namen gegeben, die so hübsch englisch klingen. Und dabei war es geblieben.

Frank war jetzt 13 Jahre alt. Als Sohn eines Flüchtlingsbauern aus dem Sudetenland war er erst 1949 nach dem Westen verschlagen worden und hatte deshalb ein Jahr Schule verloren. Fred, der Zwölfjährige, war der Sohn eines „eingeborenen“ Großbauern. Sie besuchten nun die Quarta des Poßfelder Gymnasiums.

Da war Fred wieder, die Zeitung unter dem Arm geklemmt. „Nur noch Latein, die unregelmäßigen Verben für Membo, den Afrikaner“, sagte er fröhlich und setzte sich in einen leichten Trab. Membo war der Lateinlehrer, den sie wegen seiner braunen Gesichtsfarbe den Afrikaner nannten. „Bis um drei bin ich damit fertig, dann komme ich zu dir rüber. Wollen wir heute zum Mölenbach gehen? Ich hab’

Dann schlug er wild um sich und rief immer wieder: „Die Fliege! Die Fliege!“ Der Vater lief zum Telefon und läutete den Hausarzt der Familie, Dr. Klaas, an. Als der Arzt eine halbe Stunde später eintraf, fieberte und phantasierte der Junge noch immer.

„Hat er etwas Falsches gegessen?“ fragte Dr. Klaas.

„Genau dasselbe wie wir“, sagten rasch die Eltern.

„Haben Sie in Ihrer Familie Fälle von Epilepsie gehabt?“

Die Eltern sahen sich bestürzt an.

„Nein, niemals“, antwortete der Vater.

Der Arzt untersuchte den Jungen genau. „Ich kann nichts finden“, meinte er schließlich kopfschüttelnd. Er holte aus seiner Bereitschaftstasche eine Spritze hervor. Während die Mutter den Arm des Jungen festhielt, entnahm der Arzt der Vene Blut und ließ es in ein Gläschen laufen.

Danach gab er dem Jungen noch eine Beruhigungsspritze. Obwohl sich bald die Züge Werners glätteten und er aufhörte, mit den Armen um sich zu schlagen, machte der Arzt ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Ich rate, ihn ins Krankenhaus zu bringen; meine Kenntnisse reichen hier nicht aus. Ein derartig plötzlicher und so seltener Fall ist mir noch nicht begegnet, ich will sofort das Blut untersuchen. Ich komme in einer Stunde wieder. Ich rufe von Hause aus das Katharinenstift an.“

Als Dr. Klaas nach einer Stunde wieder die Wohnung betrat, fand er die Familie völlig verzweifelt vor. Der Junge lag fast in der gleichen Stellung auf der Couch, wie ihn der Arzt verlassen hatte. Alles Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen, und das Bewusstsein war noch nicht zurückgekehrt. Dr.

Klaas griff nach dem Puls, schüttelte den Kopf, öffnete noch einmal das Hemd und horchte das Herz ab. Nur noch schwach kamen die Herztöne, setzten aus, kamen wieder, und dann war es totenstill im Zimmer.

Eine bange Frage quälte alle, als sie zusahen, wie der Arzt die Herzgegend massierte, wie er Werner auf die Seite legte und auch die Arme entlangstrich.

Dr. Klaas stand auf.

„Es ist vergebens. Meine Kunst ist zu Ende. Er ist für immer eingeschlafen. Es muss eine Vergiftung vorliegen, deren Art mir unbekannt ist.“

Nachdem Dr. Klaas, selber tief erschüttert, die schwergeprüfte Familie verlassen hatte, begab er sich sofort ins Gerichtsmedizinische Institut, um das Blut des Jungen nochmals untersuchen zu lassen. Das Ergebnis der Untersuchung steht noch aus.

Frank und Fred hatten den Bericht zu Ende gelesen. Frank brach das Schweigen. „Armer Werner! Der beste Handballspieler des Gymnasiums! Weißt du noch, wie er vorige Woche den Neunmeterball in unser Tor geschmettert hat? Und jetzt tot! Geht es uns Menschen besser als dem kleinen Ferkel? Wenn ich so in die Sonne schaue, kommt es mir vor, als würden wir ewig leben. Aber es ist schon so, wie unser Pfarrer im Konfirmandenunterricht immer sagt: Der Tod ist überall und stets gegenwärtig.“ Scheu sah er sich um.

Frank und Fred hatten den Bericht zu Ende gelesen. Frank brach das Schweigen. „Armer Werner! Der beste Handballspieler des Gymnasiums! Weißt du noch, wie er vorige Woche den Neunmeterball in unser Tor geschmettert hat? Und jetzt tot!

Fortsetzung folgt ...

dort gestern Tausende von Kaulquappen gesehen.“

Fred zögerte mit seinem Ja: „Du weißt doch, dass ich meiner Mutter noch im Garten helfen muss. Unsere Magd ist krank. Um vier bin ich aber bestimmt fertig. Bring den Fußball mit, vielleicht haben Bert und Uwe Zeit für ein Spielchen.“

Etwa hundert Meter hinter dem »Bahnhöfchen« trennten sich die beiden Freunde. Frank fiel wieder in seinen beliebten Trab. Man hätte ihm so viel Beweglichkeit gar nicht zugetraut, denn er war von Natur ziemlich runderlich gebaut, während sein jüngerer Klassenkamerad im letzten Jahr einen ziemlichen Schuss nach oben getan hatte und den Freund schon um einen Kopf überragte. Fred stapfte langsam durch den Sand und piffte sich eins. Frank hielt nach 50 Metern in seinem Lauf inne und griff die Melodie auf. So flöteten sie ein Duett, bis Fred hinter den ersten Bäumen des väterlichen Anwesens verschwunden war.

Frank nahm die Zeitung unter dem Arm hervor und faltete sie auseinander. Im Gehen las er erst die letzte Seite mit den Sportnachrichten vom Sonntag. Schwieriger war es schon, im Gehen den inneren Teil der Zeitung zu studieren. Er hielt sie weit geöffnet vor sich hin, während die Schultasche am Unterarm hin und her baumelte.

Es war nicht schwer, die Richtung zu halten. Die Bauernwagen hatten tiefe Furchen in den Wiesenweg geschnitten, denen Frank sich nur mit seinen Füßen entlang zu tasten brauchte.

Plötzlich blieb Frank stehen. Er musste eine besonders wichtige Nachricht entdeckt haben, die sich nur im Stehen verarbeiten ließ. So stand er da eine ganze Weile, die Augen voller Spannung auf das Blatt geheftet. Ver-

gessen war sein Ziel. In einem Zug las er den Bericht herunter. Ebenso plötzlich kam er wieder zu sich und faltete schnell die Zeitung zusammen.

Da kam auch schon der Vater um die Ecke geradelt, rief seinem Jungen zu: „Tag Frank, Arbeit geschrieben? Zurückbekommen?“ und als der den Kopf schüttelte, setzte er seinen Weg fort. Frank hatte jetzt keine Lust zu einer Unterhaltung; ein sehr nachdenklicher Zug stand auf seinem Gesicht, als er in das dritte Haus rechts in der neuen Flüchtlingssiedlung einbog. Dann aber beschleunigte er seinen Schritt, denn er dachte an das Mittagessen, und sein Magen knurrte. Er knallte die Tasche auf die Bank vor dem Haus und rief seinem älteren Bruder, der gerade im Garten ein Stück Land umgrub, zu: „Tag, Gerhard, was gibt's zu essen, Bohnensuppe oder Bohnensuppe?“ Der drehte sich lachend um und rief zurück: „Nein, Petersilie mit Zwiebeln!“

Was hatte Frank in der Zeitung gelesen?

Mit erheblicher Verspätung traf Frank um fünf Uhr auf dem Küsterhof ein. Fred kam eben aus dem Stall. „Komm gleich mal mit“, rief er dem Freund entgegen, „gerade hat unsere Sau zwölf Ferkel geworfen, das musst du dir ansehen!“ Und schon waren sie beide in der Stalltür verschwunden. Da lag sie, die riesige Zuchtsau, ermattet und doch zufrieden, während sich an ihren Zitzen die Ferkel um den besten Platz stritten. Eben packte der Knecht das zwölfte, das wie tot neben der Alten lag, an den Beinen und schlenkerte es mit dem Kopf nach unten hin und her. „Das Blut ist ins Stocken geraten, und das Herz arbeitet nicht richtig“, sagte er, „ich glaube nicht, dass es den Abend erlebt.“

Nachdem er das Ferkelchen eine Weile so hin und her geschleudert hatte, legte er es in einen Henkelkorb. Das Tierchen zuckte nur noch ein wenig.

„Wie schade, dass es sich nicht erholt“, meinte Frank, „soll ich es einmal probieren?“ Und er griff nach den Ferkelbeinen und bewegte das Tierchen so, wie er es bei dem Knecht gesehen hatte. Auf einmal spürte er, wie sich die kleinen Glieder regten. Er zeigte es dem Knecht, dessen Gesicht sich aufhellte. „Vielleicht macht es sich doch noch“, sagte er, trat in den Koben und legte es der Alten an das Euter. Und richtig, das Ferkel fing an zu saugen! Als sie das Gewiesel der zwölf noch eine Weile beobachtet hatten, sagte Frank plötzlich: „Du, da hab' ich eine tolle Geschichte in unserer Zeitung gelesen. Ich hab' sie mitgebracht. Hier lies!“

Es war aber im Stall zu dunkel, und sie gingen schnell hinter den Hof, wo die Erlen am Bach ein wenig Schatten auf die frischgemähte Wiese warfen. Sie legten sich auf ihre Bäuche auf den Boden, Frank breitete die Zeitung aus, und dann lasen sie gemeinsam.

Unerklärlicher Todesfall in der Brauerstraße.

Gegen 18 Uhr wurde gestern der Arzt Dr. Klaas in die Wohnung des bekannten Schauspielers Guido Brassert gerufen. Er fand das Haus in großer Aufregung. Der 16jährige Sohn Werner, der die Sekunda des Gymnasiums besuchte, lag mit schweren Magenkrämpfen im Wohnzimmer auf der Couch, während sich die Eltern bemühten, ihn festzuhalten und ihm mit nassen Tüchern den Schweiß von der Stirn zu wischen. Nur mit Mühe konnte der Arzt die Vorgänge rekonstruieren. Werner war am Mittag wie immer fröhlich nach

Hause gekommen und hatte mit den Eltern und den Geschwistern zu Mittag gegessen. Danach hatte er eine Stunde lang mit seiner Schwester Traude auf dem Hof Federball gespielt und sich dann in seinem Zimmer an die Schularbeiten gesetzt. Gerade als er an seinen Mathematikaufgaben saß, die ihm meist großen Spaß machten, war er aufgestanden, weil er plötzlich heftige Magenschmerzen verspürte. Er legte sich auf die Couch, wo ihn bald darauf sein Bruder Gernot fand. Der hatte ihn ausgelacht und gesagt:

„Stell dich doch nicht so an, du hast zu viel Rhabarber gegessen! Oder schreibt ihr morgen eine Lateinarbeit? Dann habe ich auch immer Bauchschmerzen.“ Dann war ihm aber doch auch angst geworden, als der Bruder ganz gegen seine Gewohnheit nichts erwiderte, sondern nur vor sich hin stöhnte.

Gernot holte die Mutter aus der Küche. Sie nahm die Sache zunächst auch nicht so ernst, denn Kinder haben alle einmal ihre kleinen Krankheiten, besonders wenn es um die Schularbeiten geht. Aber dann hatte sie gesehen, wie dem Jungen der Schweiß auf der Stirn stand. Sie eilte in die Küche, um einen kalten Aufschlag zu holen. Durch die Türe hörte sie, wie Werner sich hin und her warf und anfang, laut vor sich hin zu phantasieren. Es wurde ihr nun doch sehr bange um ihren Sohn, und sie rief Traude, die noch im Hof spielte, herauf.

„Geh schnell zum Theater, den Vater holen. Sag ihm, er müsse sofort kommen, Werner sei krank geworden!“

Gegen fünf Uhr war endlich der Vater gekommen. Werner lag bleich und in Schweiß gebadet da, vollkommen teilnahmslos und geschwächt. Plötzlich schüttelte es ihn, und er erbrach sich.